

Regisseur Luc Jacquet setzt sich neben den Pinguinen als einzigen Menschen in der Eiswüste in Szene.
Bild: Xenix Film



«Du willst ein Hai-Foto? Geh ins Internet»

«Die Reise der Pinguine» war einer der erfolgreichsten Dokumentarfilme. Nun kehrt Regisseur Luc Jacquet in die Antarktis zurück.

Interview: Tobias Sedlmaier

Der Zeitpunkt im vergangenen August schien geeignet, doch war denkbar unpassend: Ehe «Antarctica Calling» auf der Grossleinwand der Piazza in Locarno seinen Bilderzauber entfalten konnte, wollten sich zwei Klimaaktivisten auf die Bühne kleben. Giona A. Nazzaro, der künstlerische Leiter des Festivals, löste die Situation auch ohne herbeieilende Security souverän; er überliess den Aktivisten kurz das Mikrofon für ein Statement, dann konnte die Vorstellung beginnen.

Weitaus mehr Werbung für die Bewahrung der irdischen Schöpfungsreichtümer betrieb an diesem Abend ohnehin Luc Jacquets Dokumentarfilm. Der französische Regisseur, 56, hatte 2006 für «Die Reise der Pinguine» den Oscar für den besten Dokumentarfilm gewonnen. Ein Welterfolg, der über 100 Millionen Dollar einspielte und dem weitere filmische Exkursionen in die Antarktis folgten.

Erzählstimme zwischen poetisch und profan

«Antarctica Calling», der nun in den Kinos startet, zeigt Schwarz-Weiss-Bilder, deren blanke Schönheit schmerzt wie sonst nur noch bei Sebastião Salgado. Der Film startet in Patagonien, dem wilden Land, halb chilenisch, halb argentinisch, durch das Bruce Chatwin reiste, und wo mächtige Kondore ihre Schwingen erheben. Per Schiff arbeitet sich Jacquet südwärts ins ewige Weiss, das schliesslich alles Schwarz verdrängt.

So staunenswert Aufnahmen von all den Pinguinen, Seeleoparden und Eisbergen sind, so eigenwillig fällt die tonale Begleitung aus. Radikal persönlich setzt der Regisseur

nicht nur sich selbst ins Bild. Er kommentiert das Gezeigte auch mit raunender Erzählstimme. Wie ein Audio-Logbuch des von ihm verehrten Weltumseglers Magellan.

Was bei Werner Herzog magischerweise meist funktioniert, schwankt hier zwischen poetisch und profan. Und wenn es mal wirklich dramatisch werden soll, dröhnt Vivaldi. Manche mögen von den Gedankensplittern berührt werden, andere werden sich fragen, warum Jacquet nicht einfach auf die Macht seiner Bilder vertraut. Im Gespräch in der damaligen Nachmittagsstunde von Locarno hat er seinen Ansatz erklärt.

Seit mehr als drei Jahrzehnten beschäftigen Sie sich mit der Antarktis, von der Sie magnetisch angezogen scheinen. Wie hat Ihre Faszination für den sechsten Kontinent begonnen?

Luc Jacquet: Mit 23 Jahren, als ich noch Student war, bot sich mir zum ersten Mal die Gelegenheit, in die Antarktis zu reisen. Ich wollte einfach aus der Uni rauskommen und etwas erleben. Als ich den ersten Eisberg sah, war meine Verzauberung keine Sache von Monaten mehr, sondern von Sekunden. Ich verbrachte über ein Jahr in der Antarktis. Du fühlst dich plötzlich so klein inmitten der totalen Wildnis. Wenn du davon nur ein bisschen von der Kraft der Landschaft, der Lebewesen und der Elemente tankst, wirst du danach süchtig. Es ist unglaublich schön.

Im Film sagen Sie, ab einem bestimmten Punkt könne man in der Antarktis nichts mehr planen. Wie geht man dann beim Dreh überhaupt vor? Was überlegt man sich

vorher, was verbleibt komplett spontan?

Ja, die grosse Frage: «Wie schafft man einen Film aus dem Nichts?» Wir konnten wirklich nichts planen, ausser, eine imaginäre Linie von Patagonien zum Südpol zu ziehen. Wir waren mit einer sehr kleinen und erfahrenen Crew unterwegs. Zum Glück konnte ich mich auch auf meine immense Erfahrung verlassen, ich bin ja nicht mehr der Jüngste (lacht).

Also entwickelte sich die Geschichte auf dem Weg?

Ich habe auf dieser Reise jeden Tag aufs Neue eingefangen, was wichtig und interessant ist an der Geschichte. Es ist ein Arbeiten im Hier und Jetzt. Hätte ich den Film geplant, wäre das Budget wahrscheinlich zehnmal höher gewesen, denn es ist wirklich unmöglich, etwas Präzises vor Ort in der Antarktis auf die Beine zu stellen. Du musst immer flexibel genug sein, um zu sagen: «Okay, wir gehen jetzt auf diese Insel, der Wind kommt aus dieser Richtung, das bedeutet, wir filmen von dort.» Alles ist völlig unberechenbar.

Was haben Sie persönlich, physisch wie mental, Spezielles getan, um sich auf dieses Abenteuer vorzubereiten?

Nichts, wirklich. Ich habe einfach ein paar Stunden vor der Abreise meinen Rucksack gepackt.

Was ist in dieser harschen Eiswüste die härteste Herausforderung?

Die Kälte ist nicht das Problem. Wir waren mit passendem Equipment ausgerüstet. Um ehrlich zu sein, ist das grösste Hindernis für diese Sorte von Film, das Geld zusammenzubek-

kommen. Wenn du mal im Boot sitzt und alles klappt, ist es gut. Natürlich muss man vorsichtig sein und die grundlegenden Überlebensregeln befolgen. Aber der schwierigste Aspekt ist die Produktion.

In Ihren Filmen kommen kaum wissenschaftliche Fakten vor wie in anderen Dokus, sondern Sie wählen mit Ihrer Erzählstimme einen sehr persönlichen bis poetischen Ansatz. Warum?

Ich bin ein absoluter Anhänger der Wissenschaft, aber der persönliche, künstlerische Blick ist für mich sehr wichtig. Ich glaube, die konventionellen Dokumentarfilme sind an einem toten Punkt angelangt. Zu Zeiten von Jacques-Yves Cousteau oder sogar schon früher hatte es ge-

«Ich habe versucht, ein Gefühl zu teilen.»



Luc Jacquet
Dokumentarfilmer

nügt, ein seltsames Tier zu zeigen. Danach wurden die Dokus immer detaillierter und spezieller. Heute gibt es von allem, das auf der Welt existiert, Bilder auf dem Smartphone. Insofern ist die klassische Doku für mich vorbei. Du willst eine Aufnahme von einem Weissen Hai, der sich seine Beute schnappt? Schau ins Internet, dafür brauchst du nicht ins Kino zu gehen.

Sie wählten sich obendrein selbst im Film als Kontrastfigur zur Natur...

Ich habe mich damit freier gefühlt. Und es musste noch jemand im Bild sein. Wir hatten keinen Schauspieler, also habe ich das übernommen. Der Film wird durch meine Augen erlebt, das war eine pragmatische Entscheidung. Und ich glaube, wir müssen Geschichten vom menschlichen Standpunkt aus angehen: Wer erzählt von welchem Ort? Wenn ich in einer bestimmten Landschaft ankomme, habe ich starke Gefühle. Und die bringen mich dazu, meine Filme zu machen, weil ich sie mit dem Publikum teilen will. Es ist eine innere Reise.

In Ihren Filmen geben Sie oft den Tieren eine Stimme, was Ihnen bei Ihrem grössten Erfolg «Die Reise der Pinguine» auch Kritik eingebracht hat: Sie würden die Tiere verniedlichen, hiess es, vermenschlichen...

Ganz im Gegenteil, ich finde, ich vermenschliche sie nicht. Ich sehe einfach, wie bemerkenswert es ist, dass Tiere eine gemeinsame Sprache und ein Verhalten mit uns haben. Ich suche einen anderen Blickwinkel darauf als ein schlichtes Voice-over, das konstatiert: «Es ist November in der Antarktis. Ein

Pinguin, der 35 Kilo wiegt, nähert sich. Sein Blutdruck ist so und so hoch.» Daran habe ich kein Interesse. Ich habe versucht, ein Gefühl zu teilen, ich glaube, es ist nicht so schlecht gelungen (lacht).

Man glaubt ja schnell, die Tiere zu verstehen, stösst dabei oft aber an die eigenen Grenzen...

Es gibt Dinge, die wir wissen, und solche, die wir nicht wissen. Aber ich denke, wenn du einen Film mit einem so persönlichen Ansatz drehst, kannst du den Fokus auf deine eigenen Gedanken und Gefühle richten. Es geht mir um die Interaktion zwischen den Tieren und uns. Das lässt uns Menschen nicht kalt. Auch wenn wir viele tierische Verhaltensweisen nicht verstehen mögen, fühlen wir trotzdem etwas dabei. Selbst wenn es uns irritiert oder verstört.

Wer, wie Sie, die Natur so liebt, dem muss es angesichts der anhaltenden Umweltzerstörung angst und bange werden...

Ja, absolut. Und ich fühle mich selbst ebenso verantwortlich. Meine, wenn Sie so wollen, Pflicht sehe ich darin, durch meine Filme Veränderung anzustossen. Ich empfinde Trauer, wenn ich an einen Ort gelange, der einmal vollständig natürlich war, und wenn ich sehe, nun befindet sich da eine Strasse und eine Stadt. Leider hat die Schönheit der Welt keinen finanziellen Preis. Selbst wenn wir glauben, dass die Natur überflüssig geworden ist, brauchen wir sie in Wahrheit doch ständig, zum Essen, zum Atmen, zum Leben. All diese Zerstörung macht die Welt ärmer und hässlicher.

«Antarctica Calling». Im Kino.